

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Der betäubte Lohgerber.

Leipzig, 11. August.

Die „Menschenkenntnis“ des Grafen Posadowsky hat sich, wie er selbst sagte, durch die Verhandlungen über den Zolltarif außerordentlich vermehrt. Er hat eine für ihn neue Entdeckung gemacht; er hat gefunden, daß von den Interessenten, die sich um den Zolltarif streiten, vielfach Heuchelei getrieben wird. Es giebt dabei Leute, die das Wort „Freihandel“ stets im Munde führen und dabei im geheimen „Himmel und Hölle“ in Bewegung setzen, um für ihre eigenen Produkte prohibitive Schutzzölle zu erreichen. Diese Worte wurden gesprochen mit der Miene des betäubten Lohgerbers, der seine Felle — in diesem Falle den Zolltarif — von dannen schwimmen sieht. Die Worte haben weithin Aufsehen gemacht, weil sie aus dem Munde desjenigen Staatssekretärs kamen, der als der Vater des Zolltarifentwurfs mit seinen tausend Positionen gilt.

Nun, auch uns sind diese Worte aufgefallen und zwar wegen der außerordentlichen Naivität, die sie betonen. Der Herr Graf möge uns diesen Ausdruck nachsehen, aber wir finden keinen anderen dafür. Man könnte glauben, ein flüchtiger Hirte aus Arkadien habe sich monatelang unter allerlei Ungeheuern, unter Löwen, Tigern und Hyänen herumgetrieben und habe diese für harmlose Lämmer gehalten; mit einem Male aber geht ihm die fürchterliche Erkenntnis auf, daß er es nicht mit Lämmern, sondern mit reißenden Tieren zu thun hat. Ein Staatsmann, der mit an der Spitze der Regierung steht, sollte von solchen Täuschungen frei sein.

Wie weit die Heuchelei gewisser Interessentengruppen gehen kann, das hätte Graf Posadowsky schon vor dreißig Jahren sehen können, als Eschsch-Lohgerber an das deutsche Reich „angegliedert“ wurde. Gewisse industrielle Gruppen machten den Siegesjubel mit und toasteten bei Wein und Braten begeistert auf die „wiedergewonnenen Brüder“, während sie im Innern die Eroberung verfluchten, die ihnen die gefährliche Konkurrenz der elbassisch-lothringischen Industrie auf den Hals zog. Umgekehrt vergossen französische Industrielle Strohdickstrahlen in Strömen über die „Verfümmelung des Vaterlandes“ und jubelten im Innern, daß zwischen ihnen und den Konkurrenten in den zwei Provinzen nun plötzlich eine große Zollmauer sich erhob. Das verhindert sie nicht, gelegentlich auch heute noch an den Statuen von Straßburg und Metz ab und zu Kränze niederzulegen zum Zeichen ihrer patriotischen Trauer. Die Sozialdemokratie hat auf die Heuchelei in diesem und in anderen Fällen längst aufmerksam gemacht, allein ihr gegenüber wollte man den Schein wahren und gewahrt wissen; man stellte sich ungläubig und hielt

solche Behauptungen für schändliche sozialdemokratische Uebertreibungen oder gar Verleumdungen. Man wies sie mit der bekannten „sittlichen Entrüstung“ zurück. Nun hat ein Staatssekretär denn doch bekennen müssen, daß solche Heuchelei anlässlich des Zolltarifs bei gewissen Interessentengruppen getrieben wird. Tausend Positionen mußten durchberaten werden, bis dieses Lichtlein der Erkenntnis ihm aufdämmerte.

Er meinte, später werde einmal die Geschichte des Zolltarifs altentwässert geschrieben werden, und dann werde jeder Mann sehen, wie es zugegangen. Nun, wir brauchen nicht auf diese altentwässerte Geschichte zu warten, die vielleicht in Wirklichkeit niemals geschrieben wird. Wir kennen unsere Pappenheimer schon lange. Und Graf Posadowsky könnte sie eigentlich schon ebensolange oder noch länger kennen. Er muß von den Leuten, die dem bekannten, etwas „eigentümlichen Verlangen“ entsprachen und 12 000 Mk. zur Agitation für die Zuchthausvorlage gaben — denn in jenen Kreisen muß man doch wohl die Interessenten suchen, von denen er gesprochen hat — eine außerordentlich hohe Meinung gehabt haben.

Und doch, als Bismarck seiner Zeit, im Jahr 1879, in der Zoll-, Steuer- und Wirtschaftspolitik die bekannte Wendung eintreten ließ, da konnte man ganz genau beobachten, mit wem man es in den Interessentengruppen jeglicher Art zu thun hatte. Wenn die begehrlichen Agrarier nach hohen Getreidezöllen und Fleischzöllen brüllten, so nicht minder die Industriellen nach hohen Prohibitivzöllen jeglicher Art. Ein tiefer Miß ging durch die meisten alten Parteien; politische Organisationen wurden gesprengt von der wilden Gier nach Profit und von dem brutalen Egoismus des Händlertums, der auf dem Weltmarkt den Verhältnissen entsprechend größer ist, als auf dem Wochenmarkt. Es bildeten sich ganz neue Interessengruppen, wegen deren ganze Parteien zerfielen. Alle diese Leute spielten sich äußerlich auch als tadellose Patrioten auf; sie waren „staatserkhaltende“ Elemente und sie gaben sich alle Mühe, das Publikum dahin zu täuschen, daß es ihre Selbstinteressen mit den Interessen des gesamten Vaterlandes verwechseln sollten. Es gab auch Leute, die das thaten, aber dem Grafen Posadowsky können wir so etwas im Ernst doch eigentlich nicht zutrauen.

In diesem Augenblick, da sich die Presse mit dem verstorbenen Führer der Nationalliberalen, Rudolf v. Bennigsen beschäftigt, sei daran erinnert, daß dieser Politiker jedenfalls scharfer gesehen hat, als Graf Posadowsky. Unsere Meinung über die politische Thätigkeit Bennigsen haben wir an anderer Stelle ausgesprochen; wir erkennen die hohe geistige Bedeutung dieses Mannes an, aber seine politische Laufbahn dünkt uns im Ganzen genau so verfehlt zu sein, wie der Nationalliberalismus überhaupt. Aber es muß doch als charakteristisch erscheinen, daß Herr v. Bennigsen, der

bis 1879 mit Bismarck durch dick und dünn gegangen war, plötzlich eine andere Haltung einnahm, als die neue Zoll- und Wirtschaftspolitik eingeleitet wurde. Der Hause schreiender und fellschender Händler groß und klein, der sich nunmehr herzdürstete und von denen jeder seinen Extruschutzzoll haben wollte, widerte offenbar Herr v. Bennigsen an, während Fürst Bismarck seine Freude an der dadurch bewirkten politischen Zerlegung hatte. Die Mahnung Bismarcks: „Laß Dich vom Linken nicht umgarnen!“ war diesmal vergeblich; es trat eine Verstimmung ein und Bennigsen schied zeitweilig aus dem politischen Leben, durch seine Partei aber ging jener tiefe Miß, der ihre Macht auf immer gebrochen hat.

Die Sozialdemokratie kann von sich mit Stolz sagen, daß sie von jener Interessenpolitik, wie sie Graf Posadowsky bei gewissen Personen jetzt entdeckt hat, stets vollkommen frei gewesen ist und stets vollkommen frei bleiben wird.

Vielleicht vermehrt Graf Posadowsky seine Menschenkenntnis auch nach dieser Seite.

Politische Heberstädt.

In Sachen Bismarck-Bennigsen.

Der Tod Bennigsen's hat die Erinnerung an jene entscheidungsvollen Tage in Berlin wieder wachgerufen, da Bismarck sich den Anschein gab, als wolle er an ein nationalliberales Reichsministerium. Die Akten über diese geschichtlichen Vorgänge sind noch nicht geschlossen; bis jetzt liegt in der Hauptsache nur die Darstellung Bismarck's vor, und diese ist, wie sich aus den gleichfalls vorliegenden Briefen Wilhelms I. an Bismarck ergibt, stark subjektiv aufgetragen. Immerhin läßt auch Bismarck mit cynischer Aufrichtigkeit durchblicken, daß er damals den guten Bennigsen kräftig über's Ohr gehauen hat.

Nach dem Rücktritt Eulenburg's war Bennigsen als Minister in Aussicht genommen. Wenigstens ließ Bismarck dies Bennigsen glauben und unterhandelte mit ihm in diesem Sinn. Er selbst berichtet darüber in seinen Gedanken und Erinnerungen:

Es fand sich dabei, daß er (v. Bennigsen) dem Boden unserer Verhandlung eine weitere Ausdehnung zu geben suchte, als mit den Ansichten Sr. Majestät und mit meinen eigenen Auffassungen vereinbar war. Ich wußte, daß es schon eine schwierige Aufgabe sein würde, ihn für seine Person dem Könige annehmbar zu machen; er aber faßte die Sache so auf, als ob es sich um einen durch die politische Situation gegebenen Systemwechsel handelte, um die Uebernahme der Leitung durch die nationalliberale Partei. Das Streben nach dem Mißbehalt des Regiments hatte sich schon erkennbar gemacht in dem Eifer, mit dem die Partei das Stellvertretergesetz betrieben hatte in der Meinung, auf diesem Wege ein kollektives Reichsministerium anzubahnen, in dem anstatt des allein verantwortlichen Reichskanzlers selbständige Ressorts mit kollektiver Abstimmung wie in Preußen die Entscheidung hätten. Bennigsen wollte daher nicht einfach Eulenburg's Nachfolger werden, sondern verlangte, daß mit ihm wenigstens Focke und Stauffenberg eintreten. Ich sagte ihm, es sei nichts

Seuilleton.

30] Nachdruck verboten.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiedig.

Trude hatte in der That plötzlich ihre Schritte so beschleunigt, als ob sie verfolgt würde. Von weitem glaubte sie in der Siegesallee, dort wo eine schaulustige Menge sich um die neuerrichteten Standbilder drängte, in einer Droschke erster Klasse, im Fond neben einer älteren Dame, einen jungen hübschen Mann zu sehen — Leo! Blindlings stürzte sie in einen schmalen Seitenpfad.

„Komm,“ sagte Frau Mesche und hielt ihren Mann, der dem jungen Paar folgen wollte, am Ärmel zurück. „Laß se man alleene!“

Die Eltern mit Ellen gingen stracks nach Hause zurück. Es war Frau Mesche angenehm, noch ungestört einige Vorbereitungen treffen zu können. Der Tisch war zwar gedeckt, in der Mitte ein vom Gärtner gewandener Blumenstrauß, aber draußen in der Bratröhre freischte die Butte. Grete, die sie unaufhörlich hatte begleichen sollen, lag auf dem Küchentischbett und schlief; kaum, daß eine derbe Ohrfeige sie erweckte.

Das blasse Mädchen stammelte, daß ihm nicht wohl sei, die Glieder todmüde, der Kopf bleischwer.

„Warum nich ja?! Immer dalli, mach Dir man nützlich. Aber daß De mer nachher nich rumhockst, wenn der Besuch da is! Fix, hol mer man en bißken Zucker, um überzustreuen, denn wird se schöner braun. An Vater soll den Wein aufstellen, 'ne Flasche vor jedet

Kuwehr! Hier, den Apfelsmus kannste 'rintragen un den Zuckersalat. Daß De mer nich an de Lorte rumpolkt und bei de Schlagfahne jehst! Loß, was stehste denn noch?!“

„Ich — hab — Hunger,“ sagte mühsam das Kind. „Ranu?! Ich jehb's noch nich. Deine Schmalzstullen wer ik Der nachher uf'n Abendisch lejen. Du kannst Der im Baden ufhalten, da kommt keener hin. Hier kannste nich bleiben. So — da — es kloppt schon hinten! Mach, daß De 'rauskommst, fix!“

Wie ein flüchtiger Schatten verschwand Grete. Es war noch nicht das junge Paar. Nur Arthur. Bläß und misshütig kam er nach der Küche, stellte sich an den Herd, die Hände in den Hosentaschen, und sah zu, wie seine Mutter noch frische Butter auf den Braten that.

„Ihr laßt Euch ja nich abgehen,“ sagte er verbissen.

„Ranu? Heute!“ Sie hob den Blick nicht von der Butte, auf ihr gerötetes Vollmondgesicht warf der flackernde Schein des Feuers fettig strahlende Reflexe. „Was is denn los?“

„Na, Trude verlobt sich!“

„So,“ brummte er gleichgültig und biß an seinen Nägeln.

„En reizender Mensch! En ganz besonderer Mensch!“ Arthur zuckte die Achseln. „Wahrscheinlich hat er Geld.“

„Wahrscheinlich?! Du bis jut! Ob der Geld hat! Ne Partie, 'ne ganz jrohartige Partie!“

Er lachte bitter. „Na, wenn Trude denn so 'ne jrohartige Partie macht, dann Sorge man dafür, daß von dem reichen Schwager auch für mich was übrig bleibt. Seit gestern bin ich nich mehr Heim Rechtsanwalt.“

„Wa — — as?!“ Der Schöpflöffel fiel der Mutter aus der Hand. „Jotte doch, Arthur, wie Du ein erschreckst! Ei, wei, was wird Vater sagen!“

„Das is mir ganz schnuppe,“ sagte er trotzig und stierte mit seinem bleichen Gesicht immer in die Bratröhre hinein. „Der soll man ganz stille sein, und Du auch! Ihr seid an allem schuld.“

„An was denn? Wir — schuld? Wat redste denn, Arthur! Haben wer Der nich uf's Gymnasium jehen lassen?“

„Das habt ihr, haha!“ Er gab dem Kohlenkasten einen Tritt, daß er ein Stück weit in die Küche hinein-flog. „Und jetzt soll ich mir von dem Bureauvorsteher mit seiner Volksschulbildung grob kommen lassen?! Das paßt mer nich.“

„Nu wird's Tag!“ Mutter Mesche stemmte die Arme in die Seiten. „Is's möglich, so eener hat de Dreistigkeit? So eener, der nich uf's Gymnasium war, der nich mal weiß, wie sich jehild'te Leute benehmen! Da haste recht, da stimm ik Der bei — von den was jefallen lassen?! — Noch schöner! — Ne, bet haste nich nötig, da wird sich ebent wat anders finden.“

„Wird verdammt schwer halten,“ sagte er düster. In diesem Augenblick hörte man drinnen Vater Mesche's dröhnenden Haß und Trude's spitzes Lachen.

„Se sind da! Still, Arthur, still,“ flüsterte hastig die Mutter. „Jeh man 'in, mach en freundliches Gesicht! Wird sich allens finden. Heut sind wer fidel!“ Sie schob ihn zur Küche hinaus.

Trude war sehr lustig vom Spaziergang zurück-gekehrt; sie lachte öfter laut, ohne jede Veranlassung, und warf den Oberkörper hintenüber.

Herr Ladevig behielt ein beständiges Schmunzeln bei, schüttelte Arthur freundschaftlich die Hand, zupfte